

Anna Achmatowa

Auf vielerlei Art haben sich die Machthaber dieses Jahrhunderts an unbotmäßigen Dichtern gerächt, in diesem Fall durch versuchtes Verschweigen. Stalin verfolgte die große Petersburger Lyrikerin Anna Achmatowa mit einem Haß, irrational und untermischt mit atavistischer Furcht vor ihrer schweigenden, majestätischen Anwesenheit. Sie selbst rührte er nicht an, sie blieb, obwohl von seinem Geheimdienst Tag und Nacht bespitzelt, auf freiem Fuß. Dennoch hat sich in ihrer Gestalt alles verdichtet, was die Sowjetunion ihren Künstlern seit 1917 an Unterdrückung, Armut und Verschwiegenwerden, an Deportation, Exil, „Liquidierung“ zugemutet hat.

Ihr erster Mann, der Dichter Nikolaj Gumiljow, wurde schon 1921 auf Lenins Befehl erschossen. Ihre Jugendfreunde flohen ins Ausland, Sinaida Hippus, Georgij Iwanow und die vom Unglück verfolgte Marina Zwetajewa, oder wurden, wie Mandelstam und Narbut, während der "Großen Säuberungen" auf dem Archipel GULag zu Tode gequält. "Belaste nicht dein Herz mit Erdenhoffnung", schrieb die Zurückbleibende, "häng nicht am Liebsten, nicht am Hain". Sie verlor alles in ihrem Leben, selbst das Dutzend Blätter, auf denen der Italiener Modigliani sie gezeichnet hatte – eines ist übrig wie durch ein Wunder.

Anna Achmatowa war nicht nur Rußlands größte Dichterin, sondern zudem eine schöne Frau. "Sie sah einfach überwältigend aus", schrieb ihr Schüler und Verehrer Joseph Brodsky, Literatur-Nobelpreisträger von 1987, im amerikanischen Exil, "dunkelhaarig, hellhäutig, mit den blassen graugrünen Augen der Schneeleoparden, schlank und unglaublich geschmeidig – so wurde sie ein halbes Jahrhundert lang von einer Vielzahl von Künstlern skizziert, gemalt, modelliert, fotografiert. Die ihr gewidmeten Gedichte würden mehr Bände füllen als ihre eigenen gesammelten Werke".

Denn sie schrieb wenig und nur dann, wenn "einfach sich diktierte Zeilen legen hin auf mein Heft, das weiß ist wie der Schnee". Diktirt, wie sie sagte, von himmlischen Mächten, deren Skriptoren wir Literaten sind. Und veröffentlichte noch weniger, doch hierbei waren irdische Mächte im Spiel, der kulturpolitische Apparat der stalinistischen Sowjetunion, der Anna Achmatowa öffentliches Schweigen von vierundvierzig Jahren Dauer auferlegte. Inzwischen deportierte der Tyrann in aller Stille ihren zweiten und dritten Mann in die sibirischen Lager, zum Schluß auch ihren einzigen Sohn.

Sie stand, um ihrem Sohn ein Lebensmittelpäckchen zu bringen, in der langen Warteschlange vor einem Leningrader Gefängnis, als eine in Lumpen gekleidete Frau

sie ansprach, "leise, dort sprachen alle im Flüsterton: 'Könnten Sie das hier in Worten beschreiben?' Und ich sagte: 'Ja, kann ich'." Tatsächlich, sie fand Worte für das Unsägliche, den Massenmord am russischen Volk, begangen von seinen eigenen Herrschern im Namen des "Fortschritts" und der "Revolution". Das Poem "Requiem", ihre unsterbliche Hinterlassenschaft, konnte damals nicht einmal auf Papier geschrieben werden, es wäre ein sicheres Todesurteil gewesen. Sie hat das "Requiem" vierundzwanzig Jahre lang unaufgeschrieben bei sich getragen, zwei Freundinnen, Nadeshda Mandelstam und Olga Tschukowskaja, lernten die Strophen mit ihr auswendig: eine von den dreien, hofften sie, würde Stalins Massenmord an Rußlands Intellektuellen überleben.

Unter so extremen Bedingungen ist Dichtung kaum jemals entstanden. Anna Achmatowa war der späte Triumph, die Ehrendoktorwürde von Oxford, die Reden, die sie mit Sappho verglichen, die verschämte Rehabilitierung in der Sowjetunion, gleichgültig nach unerhörten Verlusten: alle Menschen, die sie liebte, verschwanden in Stalins Lagern oder kehrten erst nach Jahrzehnte lange Haft von dort zurück. Wie kann man dergleichen überstehen, mit welcher Haltung? Der amerikanische Dichter Robert Frost, einer ihrer letzten Besucher, nannte sie "hoheitsvoll, aber unsagbar traurig."

1889 als Adelstochter geboren, sechsundsiebzig Jahre später im Elend gestorben, hat sie Rußlands unvorstellbare Tragödie durchmessen wie spätantike Chronisten die Trümmer der alten Welt. Horaz, Ovid, Shakespeare und die Bibel waren ihre Begleiter, in den ewigen Büchern fand diese grandiose Frau ihren einzigen Trost. "Die Welt der Achmatowa ist schmal wie ein Lichtstreif, der in ein dunkles Zimmer fällt", schrieb Viktor Schklowskij. Kaum jemals war so ein Dunkel, kaum je ein so blendendes Licht.

Empfehlenswerte Literatur:

Anna Achmatowa: Die roten Türme des heimatlichen Sodom. Oberbaum Verlag Berlin (West) 1988. Anna Achmatowa: Requiem, Oberbaum Verlag Berlin (West) 1987. Anna Achmatowa: Gedichte, Suhrkamp Verlag Frankfurt a. M., 1988. Amanda Haight: Anna Akhmatova. A Poetic Pilgrimage. Oxford University Press, New York und London 1976. Joseph Brodsky: Die klagende Muse. In: Flucht aus Byzanz. Carl Hanser Verlag München 1988.